



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

gebracht. Ich habe die Augen aufgeschlagen. Ein goldener Sonnenstrahl fällt auf die Decke meines Lagers. Aber noch heller strahlen die Freudenblicke der Meinigen, die Blicke von Weib und Kind, die, neben meinem Bette stehend, sich meines Erwachens aus langem, Genesung bringenden Schlafe erfreuen. „Gottlob, nun bist du erwacht, und hoffentlich auch wieder ganz gesund. Das böse Fieber ist von dir gewichen. Der Arzt sagt, daß dieser Schlaf dir die Gesundheit wiedergeben würde.“ „Und die Menschenparkasse?“ — frage ich, noch halb schlaftrunken. Da lächelt mein Weib: „Du hast geträumt, mein Lieber, erwache nun und kehre zum Leben, zu den Deinigen zurück!“ 9

## Maßgebliches und Unmaßgebliches

### Tagesfragen

Zu den Krupp-Prozessen.\*) Wenn man die Kommentare der Presse zum Abschluß des ersten Krupp-Prozesses vor dem Militärgericht zu Berlin liest, könnte man zu der Ansicht gelangen, daß jene Enthüller, die die unangenehme Geschichte an die Öffentlichkeit gezerzt haben, die interessanten, wenn auch verdammungswürdigen Hauptpersonen des peinlichen Prozesses seien. Seit wann ist es bei uns üblich denjenigen, die dem Strafrichter Opfer zutreiben, eine so große Beachtung in der Öffentlichkeit zu schenken, wie es eben geschieht? Worum dreht es sich denn bei den Krupp-Prozessen? Um die Moral des Herrn von Mezen oder die Agitationslust und Ruppigkeit des Herrn Liebknecht? Durchaus nicht! Es handelt sich darum, daß, wie Kriegsgerichtsrat Dr. West zutreffend in seinem Plaidoyer ausführte, der untere Angestellte Brand einer Privatfirma mit 8500 Mark Repräsentationsgeldern auf die subalternen Organe einer Staatsbehörde, des Kriegsministeriums, „losgelassen“ wurde! Die verächtlichen Motive Mezens und Liebknechts haben mit dem Wesen der Prozesse gar nichts zu tun und sind somit für die Allgemeinheit nur von ganz anderen, das Prozeßmaterial nicht streifenden Gesichtspunkten aus von Interesse.

\*) Vgl. den Aufsatz „Krupp“ in Heft 19 vom 7. Mai 1918.

Mezens Handlungsweise Krupp gegenüber wirft ein sehr böses Licht auf gewisse Gepflogenheiten von Agenten und Vertretern, mit denen sich die Verbands- und Fachpresse der Agenten auseinanderzusetzen mag, — Liebknechts Auftreten gehört ins Gebiet der politischen Taktik. Wer es ernsthaft mit der Beseitigung der nun einmal aufgedeckten Schäden meint, sollte diese Taktik, und wenn sie uns noch so peinlich berührt, nicht verquiden mit dem Ziel der Prozesse! Die Sozialdemokratie läßt sich nachhaltiger und sicherer mit anderen Mitteln bekämpfen. Wenn diese Taktik überhaupt erfolgreich sein, wenn Liebknecht jene Rede im Reichstage halten konnte, die die bekannten Berunglimpfungen der deutschen Armee enthielt, jene Rede, die dem den Einzelheiten verständnislos gegenüberstehenden Auslande einen Schein des Rechts gab, von einer Korruption im deutschen Offizierkorps zu sprechen, so ist dafür niemand anders verantwortlich zu machen, als diejenigen politischen und militärischen Stellen, die Liebknecht nicht zuvor gekommen sind, obwohl sie es konnten. Nach dem gelungenen „Überfall“ des Untersuchungsrichters in Essen und nachdem die Beziehungen Brands zu den Angeklagten Tilian und Genossen feststanden, durfte die Regierung kein Interesse mehr daran haben, eine Angelegenheit der bürgerlichen Öffentlichkeit zu verheimlichen, über die, wie der Kriegsminister selbst zugab, die sozialdemokratische Partei bis ins einzelne unterrichtet war. Die Zurückhaltung, für die sachliche Gründe nicht vor-

handen waren, ist nur zu erklären aus der unsachlichen Furcht, sich loyal und auf legalem Wege mit den Parlamentsparteien ins Einbernehmen zu setzen und so dem schrecklichen Ungeheuer Parlamentarismus öffentlich die Hand reichen zu müssen. Hätte die Regierung das Prävenire gespielt, so hätte auch die bürgerliche Presse der sozialdemokratischen Agitation zuborkommen können und Lieb-knecht Panama = Gefasel wäre im In- und Auslande nur homerischem Gelächter begegnet. Jetzt aber, nach dem Prozeß, brauchte Lieb-knecht nicht zum Mittelpunkt der Angelegenheit erhoben zu werden. Nun, Herr von See-ringen ist nicht mehr Kriegsminister, und sein Nachfolger stammt aus der Schule des General-feldmarshalls Grafen Schlieffen, dessen Glaube an die Sieg tragende Macht des Angriffs Leitsatz der deutschen Taktik geblieben ist!

Jrgendwelche tiefere Lehren aus dem Ver-fahren gegen Tilian und Genossen zu ziehen, geht einstweilen nicht an. Selbst über die Ver-urtheilten darf das letzte Wort noch nicht ge-sprochen werden: es sind arme Schelme, die aus subalternen Veranlagung und Unbildung, und geblendet durch das Ansehen der in vielen Richtungen mächtigen Kanonensfirma in eine Sache hineingeraten sind, deren Grenzen sie mit ihrem Keinen Hirn gar nicht erfassen konnten. Es will mir scheinen, daß ihnen gegenüber eine gewisse Zurückhaltung am Plage ist, bis zum Abschluß des Prozesses vor dem bürgerlichen Gericht gegen die verantwortlichen Männer der Firma Krupp. Verfährt das bürgerliche Gericht mit der-selben von allen politischen Rücksichten freien Gründlichkeit wie das militärische — und es ist kein Grund vorhanden, daran zu zweifeln, — so bin ich überzeugt, daß alle heute noch als Rost angesprochene Flecken am Schilde der Militärverwaltung sich als Anspritzer von außen erweisen werden. G. Cl.

### Rechtsfragen

**Das Erbrecht des Reiches.** Zu den be-währten Vorkämpfern der Erbrechtsreform zählt Geheimrat Professor Bernhöft in Rostock. Schon im Jahre 1894 trat er in der Schrift „Reform des Erbrechts“ dafür ein, daß man im Bürgerlichen Gesetzbuch bei der Regelung des Erbrechts nicht nur die Wünsche des ost-

römischen Kaisers Justinian vom Jahre 543, sondern auch die Bedürfnisse des Deutschen Reichs im zwanzigsten Jahrhundert berück-sichtigen. Seine Bemühungen blieben ebenso wie die anderer hervorragender Rechtslehrer und Nationalökonomien erfolglos. Bernhöft hat sich auch der neueren Bewegung tätig angeschlossen und die bekannte Kundgebung für das Erbrecht des Reiches mitunterzeichnet. In der Abhandlung: „Die Verwandtschaft als Grundlage des Erbrechts“ geht er auf den Kern der Frage ein. Daß er dem oft behandelten Gegenstand neue Seiten abge-winnt, spricht ebenso für die Sache, wie für den Verfasser. Er führt aus:

Mit dem gesetzlichen Erbrecht hat der Familiensinn überhaupt nichts zu tun. Der Erblasser mag ihn in seinem Testament zeigen; tut er das nicht, so ist es nicht Sache des Staates, einem Familiensinn Rechnung zu tragen, der nicht betätigt worden und vermutlich auch nicht vorhanden ist. Das Erbrecht beruht von alters her nicht bloß auf dem Familienverhältnis, sondern auch auf testamentarischer Bestimmung. Und das Familienverhältnis seinerseits beruht nicht bloß auf der Blutsverwandtschaft, sondern auch auf der Ehe, wie das Erbrecht der Ehe-gatten zeigt, und auf der Annahme an Kindesstatt, wie das Erbrecht der angenom-menen Kinder zeigt. Das gesetzliche Erbrecht kommt also keineswegs der Blutsverwandtschaft allein zu. — Der Gesetzgeber muß sich fragen, welches Verwandtschaftsverhältnis derart ist, daß der Erbe in der überwiegenden Zahl von Fällen dem Erblasser genehm ist. Daß der Sterbende sein Vermögen seinen Kindern, und wenn er keine Kinder hat, seinen Eltern und Geschwistern zu hinter-lassen wünscht, das wird in der überwiegenden Zahl von Fällen zutreffen. Darüber hinaus wird die Frage bereits zweifelhaft. Einen moralischen Anspruch auf die Erbschaft pflegen die Nessen zwar gern anzunehmen, die Onkel aber seltener anzuerkennen. Vettern können in einem sehr freundschaftlichen Ver-hältnis stehen, allgemeine Regel ist das aber nicht. Ganz ungerechtfertigt ist es, wenn der Staat noch ferneren Verwandten, die über-haupt in keinem persönlichen Verhältnisse zu dem Erblasser standen, ihm vielleicht völlig

unbekannt waren, die Erbschaft zuwendet. In diesen Fällen ist die Gesamtheit näher zur Erbschaft. Von dem Volke, in dem wir leben, hängen wir nicht nur in unserem ganzen Denken und Fühlen ab, sondern wir verdanken dem organisierten Volke, dem Staat, für den Erwerb und die Erhaltung unseres Vermögens mehr als, abgesehen von unseren Eltern, irgendeinem Verwandten. So ist es denn ein gerechtfertigter Mittelweg: die Erbschaft falle an die Personen, die mit dem Erblasser in engem persönlichen Lebensverhältnis gestanden haben, sonst aber an die Gemeinschaft, in der er gelebt hat. B.

### Schöne Literatur

**Neue Romane und Novellen.** Die Ernte, die das letzte Jahr uns in der erzählenden Kunst gebracht hat, ist im ganzen nicht sonderlich erfreulich gewesen. Es liegt wie eine leichte Müdigkeit über dem Schaffen unserer Romandichter und Novellisten, und wenn man sich umschaut, so findet man als weit überragendes Werk nur Walter von MoLos Schillerroman „Uns Menschentum“ (Berlin, Schuster u. Löffler). MoLo ist eins der wenigen Talente, denen eine aufstrebende und sichere Begabung verliehen ist; er ist mit jedem Buche weitergekommen, hat endlich seine Neigung zu gequälten Problemstellungen überwunden und in der Erfassung Schillers mit stärkstem Nachempfinden eine psychologische und geschichtliche Leistung vollbracht, die, so weit wir sehen können, die Gewähr der Dauer in sich trägt. Hier empfindet man einmal die völlige innere Notwendigkeit des Geschaffenen, ein Werk, das ohne Suchen aus der lebendigen Erfassung des Lebendigsten hervorgewachsen ist. Nur zu leicht irren sonst unsere Dichter ab, verlieren sich vom eigenen Wege oder kommen durch eine gewisse innere Unsicherheit nicht zur vollen Aussprache. Wenn für irgendeinen, so gilt das für den reich beanlagten Thomas Mann. Die Angstlichkeit und leise Abwehr gegenüber dem wirklichen Leben, mit dem er nicht recht fertig zu werden weiß, sprachen im Grunde schon aus dem feinen Buche von den „Buddenbrooks“ — sie sind in der neuen Novelle „Der Tod in Venedig“ (Berlin, S. Fischer) wieder deutlich spürbar. Wenn man diese Geschichte von dem deutschen

Dichter durchgelesen hat, der in Venedig einen schönen polnischen Knaben lieb gewinnt, ohne ihn jemals zu sprechen, so fragt man sich erstaunt, ob diese durchdestillierte Kunst noch mit dem Leben etwas zu tun hat. Man verspürt immer wieder eine feine Künstlerhand, die zu formen weiß, und dennoch liegt eine ungesunde Verfärbung über dem Ganzen, eine geklügelte Hätschelung seltsamer Empfindungen, die doch keineswegs etwa die Stärke wirklicher Romantik besitzen. Das Dichterbild, das Mann zeichnet, ist nicht recht glaubhaft — Aschenbach, sein Geld, ist schließlich doch ein Artist und kein Künstler; wir glauben nicht an die Wirkung, die angeblich von ihm ausgeht.

Ganz nah verwandt ist diesem Buch Jakob Wassermanns kleiner Roman „Der Mann von vierzig Jahren“ (Berlin, S. Fischer). Man ist förmlich erstaunt, wenn in dieses Buch plötzlich der Krieg von 1870 hineinschlägt — so unwirklich und verschoben ist alles in ihm, so übel wirkt der Erotismus des Ganzen, der in Arthur Schnitzlers „Frau Beate und ihr Sohn“ (Berlin, S. Fischer) noch viel beherrschender und unsympathischer durchschlägt. Ist denn das Leben wirklich nur eine Kette sinnlicher Erregungen, ein Hin und Her von halben und ganzen Verfährungen, wie es uns Schnitzler schon in seinem Drama vom weiten Land glauben machen wollte? Und wie klingt dies Werk aus, in dem eine noch lebensvolle Witwe dem jungen Kameraden ihres Sohnes und dieser Sohn, hart neben ihr, einer Abenteuerin zum Opfer fällt!

Ein sehr ernstes Ringen ist in einem anderen Österreicher, Hans Hart. Sein erster Hochschulroman war noch recht stark von sensationellen Grundstoffen durchsetzt, sein neuer Roman aus ähnlichem Umkreis, „Das Haus der Titanen“ (Leipzig, L. Staackmann), leidet auch noch unter allzugroßer Breite; auch hier übertreibt Hart zuweilen und stellt die Dinge zu sehr auf die Spitze — aber die Knechtung eines anders gerichteten Geistes durch den fast schon körperlichen Druck von lauter brutalen Willensmenschen hat er doch nicht ohne Glück dargestellt. Diese Titanen stampfen sieghaft durchs Leben, mögen sie nun Professoren oder Väter sein, und was sich in den Rahmen des Hauses nicht fügt, geht

schließlich zugrunde, unbeweint, weil ein neues Geschlecht von der Kraft der früheren hart-  
händig emporkwächst.

Diese Abwandlung der Geschlechter, frei-  
lich in sehr seltsamer Weise, hat auch Eugen  
Reichel zum Gegenstand seines neuen Romans  
„Die Ahnenreihe“ (Berlin, Felix Lehmann)  
gewählt. Diese Familie aber gedeiht nicht  
in gerader Linie weiter, sondern immer in  
Nebenschößlingen — nicht die in unguten  
Ehen erzeugten Kinder, sondern die Spröß-  
linge außerehelicher Liebe führen den Stamm  
des Geschlechtes kraftvoll fort und sichern ihm  
schließlich die Zukunft. Auch Reichel erzählt  
manchmal allzu breit und bemüht sich zu  
sichtbar, Kulturbilder seiner ostpreussischen  
Heimat zu entwerfen. Aber er gibt viele  
reizvolle Einsichtungen, unter denen die Tor-  
tiade, die romantische Vorgeschichte des Ge-  
schlechtes, am besten gelungen ist. Was an  
dem Buche festelt, ist der Ernst der Erzählung,  
die männliche Lebensauffassung, der freilich  
die künstlerische Formung nicht überall die  
Bage hält.

Ein Lebensbild aus vergangener Zeit gibt  
Gertha Koenig in ihrem Roman „Emilie  
Reinbeck“ (Berlin, S. Fischer); sie versucht,  
aus Familienpapieren, aufgefundenen Be-  
kenntnissen, literarhistorischen Erinnerungen  
ein Bild der zarten Frau aufzubauen, die in  
Nikolaus Lenaus Leben eine so große Rolle  
gespielt hat. Ein Frauenleben wächst auf,  
das im Kreise der schwäbischen Dichter mit  
Poesie und auch mit Empfindsamkeit genährt  
worden ist, dem ein wirkliches Lebensglück  
nicht beschieden war, und das dann durch die  
Verbindung mit dem unglücklichen Dichter  
einen tieferen Sinn und eine höhere Weihe  
erhielt. Auch in diesem Buche wäre weniger  
mehr gewesen, aber man freut sich der feinen  
Malerei des einzelnen, der lebensvollen Ge-  
staltung des württembergischen Lebens jener  
Zege, der niemals übertreibenden Darstellung  
des Dichters Lenau in seinen entscheidenden  
Lebenskämpfen.

Diese besondere Art des geschichtlichen  
Romans ist nicht mit der jetzt beliebten sen-  
sationellen Ausschmückung berühmter Persön-  
lichkeiten zu verwechseln. Auch sie ist aber  
freilich ein Mittelglied zwischen Dichtung und  
geschichtlicher Darstellung. In sehr eigen-

artiger Weise hat der Engländer Maurice  
Hewlett versucht, sechs entscheidende Jahre  
aus dem Leben Maria Stuarts darzustellen:  
„Die Chronik der Königin“ (Frankfurt a. M.,  
Rütten u. Loening). Hewlett schildert, mehr  
im Stil einer Chronik als in dem eines  
Romans, die Jahre, die Maria Stuart von  
ihrer Abreise aus Frankreich bis zu ihrem  
Sturz erlebt hat, ihre Heirat mit Darnley,  
ihre Verbindung mit Bothwell. Er gibt nicht  
den Versuch einer „Rettung“, sondern er stellt  
einen Menschen dar, der früh in falsche Um-  
gebung gekommen ist und nun immer wieder  
durch den Schmutz wandeln muß. Er idealisiert  
Maria Stuart nicht, sondern er zeigt ihr  
Bild, wie es sich in der Geschichte und in  
den Augen ihrer Umgebung, vor allem eines  
jugendlichen Pagen, malt. Er spricht oft in  
seltsamen Worten im Stil der Zeit, er baut  
in seinem umfangreichen Buch langsam, aber  
sicher seine Bilder auf, er tritt scheinbar selbst  
ganz zurück, aber man fühlt doch überall den  
inneren Anteil und lebt mit der Königin  
und ihrem Hof; man spürt deutlich, wie sich  
das Netz des Schicksals über Maria Stuart  
zu unentrinnbarem Unheil zusammenwebt.  
Hervorzuheben ist die vortreffliche Übersetzung  
des schwierigen Werks durch Gustav Danelius.

So etwas wie geschichtliche Geltung kann  
auch die Prager Geschichte von Karl Hans  
Strobl „Das Wirtshaus zum König Přemysl“  
beanspruchen (Leipzig, L. Staackmann). Denn  
Strobl, der uns schon manches Bild aus  
Böhmen gezeichnet hat, gibt auch hier eine  
Erzählung von dem Kampf zwischen Deutschen  
und Tschechen in Prag. Das Leben eines  
jungen Studenten wird durch die Liebe zu  
einer tschechischen Wirtstochter zuerst erhellt  
und dann verdüstert, da sie von dem eifer-  
füchtigen Deutschenhasser, ihrem Landsmann,  
erstochen wird. Strobl erzählt wie immer  
spannend, rasch, ohne sich bei psychologischen  
Ausmalungen aufzuhalten, und unsere  
Spannung wird um so stärker, da eben alles  
vor dem Hintergrund des Nationalitäten-  
kampfes geschieht.

Gewiß spielt bei solchen Büchern der stoff-  
liche Reiz stark mit. Er überwiegt in zwei  
Gaben von der deutsch-französischen Sprach-  
grenze, dem Roman „Freitagskind“ von Otto  
Flake und den „Lothringer Novellen“ von

Bernd Isemann (beide Berlin, S. Fischer). Flates Buch, ein Entwicklungsroman, fällt etwas auseinander. Die Menschen des Werks sind zum guten Teil von fernher ins Reichsland verschlagen und leben deshalb ohne feste Beziehung zum Boden und der Umwelt; die müssen sie sich an jedem neuen Ort neu erobern. Das gibt den an sich zunächst ziemlich landläufigen Schicksalen des Knaben einen gewissen Reiz, der freilich nachher nachläßt, und der Schluß mit dem Weglaufen aus der Schule und der seltsamen Zurückführung wirkt etwas angeflücht. Aber Flate versteht zu erzählen und wird sich voraussichtlich noch erfreulich entwickeln. Das gleiche gilt von Bernd Isemann, nur daß seine Erzählungen stark französisch wirken, manchmal beinahe wie Übersetzungen — man fühlt die Scheide zweier Kulturen, und insbesondere der Vortrag der zweiten Geschichte, eines etwas gewagten Abenteuers, hat etwas durchaus Weltsches. Aber auch diese Novellen versprechen etwas für die Zukunft.

Ein solches Versprechen für die Zukunft hatte auch Klara Hofer mit ihrem ersten Roman, dem ergreifenden Werk „Weh dir, daß du ein Enkel bist!“ gegeben. Ihr allzu schnell darauf gefolgt es neues Werk „Der gleitende Purpur“ (Berlin, Fleischel u. Co.) steht doch nicht auf der Höhe des ersten. Klara Hofer hat sich hier bemüht, breiter zu malen, den Hof, an dem ihre Geschichte spielt, durch viele kleine Züge gegenständlicher zu machen; aber sie hat den Kern ihrer Erzählung damit etwas verkleidet, anstatt ihn durch die Umgebung zu verdeutlichen. Die Erzählung von der Liebe der leise alternden Frau zu dem jungen Manne, von dessen Gegenliebe und von der Überwindung, von der Rettung in die erbarmenden Arme einer Dritten würde stärker wirken ohne die vielen Einflechtungen, insbesondere auch ohne die zahllosen Anspielungen und Anführungen aus allen möglichen Gegenden der Weltliteratur. Was Klara Hofer kann: vertiefte Schilderung weiblichen Empfindens, das vor tragische Entscheidungen gestellt ist, kommt auf die Weise nicht voll heraus, so viel des Feinen auch in diesem Werke ist.

Auch die neuen Bücher von Adele Gerhard und Agnes Harder stehen nicht auf der Höhe

ihrer letzten Schöpfungen. Adele Gerhard hat in „Vom Sinken und Werden“ (Berlin, Bruno Cassirer) ein Gegenstück zu ihrem vor trefflichen Berliner Roman von der Familie Vanderhouten schaffen wollen, ein Zeitbild aus Altköln; aber merkwürdigerweise ist der geborenen Rheinländerin die Berliner Darstellung besser gelungen als die Kölnische. Dort war alles ineinander verflochten — hier folgt es mehr nacheinander und liegt nebeneinander, ohne die stimmungsmäßige Vertiefung, die dort alles hatte. Es ist freilich nichts verzeichnet, aber es geht uns hier so wenig bis ans Letzte wie in dem zweiten Roman „Magdalis Heimroths Leidensweg“ (gleichfalls bei Cassirer). Das adlige Frauenbild des Werks, Magdalis, ist fein herausgekommen, aber ihre Umwelt behält etwas Unpersönliches, Zufälliges, Stüchhaftes. Die Gestalt selbst hat Adele Gerhard so gefesselt, daß das Ubrige nicht genügend durchgearbeitet worden ist.

Agnes Harders halb humoristische Geschichte „Der blonde Schopf und seine Freier“ (Dresden, Carl Reißner) ist wohl eine Art Ausruhbuch nach der tiefer schürfenden „Heiligen Niza“. Das Buch ist gewandt erzählt, auch in allen Einzelheiten glaubhaft, aber ohne die dem letzten Roman der Schriftstellerin eignende Wärme. Man folgt dem geschickten Aufbau mehr mit einer gewissen technischen Neugier als mit dem tieferen Anteil, den Agnes Harder dort zu erzwingen wußte.

Ob wohl eins dieser Bücher noch nach vierunddreißig Jahren so anmutig und unverstaubt wirken wird wie Julius Rodenbergs „Grandidiers“, die uns jetzt endlich wieder beschert werden (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt)? Diese Geschichte aus der französischen Kolonie Berlins ist nicht nur mit vollendeter Liebeshwürdigkeit erzählt, sondern auch mit einem feinen Realismus, der uns die Dinge wirklich schauen läßt, und mit einem unüberhörbaren Einklang nationalen Empfindens. Der Kampf zwischen den längst eingedeutschten, angesehenen Berliner Eugenotten und den französisch geliebten Grandidiers wird durchgeführt und entschieden im Donnerhall des großen Krieges von 1870. Tief ergreifend ist insbesondere der Besuch

auf dem Kirchhof der französischen Kolonie, den der alte Grandidier macht, als ihm das Glück seines Hauses zusammenzustürzen scheint; und künstlerisch sehr fein führt Rodenberg als Blickpunkt des Ganzen immer wieder das Denkmal des Großen Kurfürsten ein, Schlüters Erzbild des Mannes, dem die Kolonie ihre gastliche Aufnahme in preußischen Landen verdankt. Das Buch aus einem heute fast verfunkenen Berlin heraus, natürlich von einem gebürtigen Nichtberliner geschrieben, hat schon die verschönende Patina eines geschichtlichen Romans überkommen und trägt die Gewähr seiner Dauer in sich.

Dr. Heinrich Spiero in Hamburg

Als im Vorjahre Wilhelm Münch, der den Lesern der Grenzboten durch seine geistvollen Aufsätze bekannte Berliner Pädagoge, aus dem Leben schied, habe ich versucht, auf wenigen Seiten eine Skizze seines Wesens zu entwerfen (1912, Nr. 24). Heute wird ein kleiner Nachtrag gestattet sein. Denn in diesen Tagen erhielt die Gemeinde nachdenklicher Leute, die in den Schriften des Heimgegangenen den Spuren seiner reichen Innerlichkeit nachzu-

gehen für wertvoll hält, ein unerwartetes Geschenk in dem kleinen, als Handschrift gedruckten Büchlein „Verse und Märchen“ von **Wilhelm Münch**, das einer seiner Freunde, Geh. Regierungsrat Prof. Dr. F. Imelmann, den Verehrern dieses Mannes widmet. Es sind anspruchslose Gelegenheitsgedichte, zum Jahreswechsel, zum Geburtstage nahestehender Freunde, dann ein paar seine Übersetzungen: englischer, französischer, italienischer Dichtungen, aber daneben auch einige ganz persönliche Lieder und drei kleine Märchendichtungen, wohl romantisch verklärte Deutungen eigenen Erlebnisses. Mit ihrer wehmütigen, aber nicht mutlosen Betrachtung des Menschendaseins, ihrem leisen Humor, der auch in der gewählten Form der Gedichte sein Spiel treibt, treten diese kleinen poetischen Gaben an die Seite der Aphorismen und so mancher Wendung in den Erzählungen und den Essays als Selbstzeugnisse eines liebenswürdigen Menschen, der alle Erfahrungen und auch die Enttäuschungen seines langen Lebens im Aufbau seines Wesens ins Positive zu wenden mußte.

Dr. W. M. Becker in Darmstadt

# Pädagogium

Zwischen Wasser u. Wald äusserst gesund gelegen. — Bereitet für alle Schulklassen, das Einjährigen-, Primaner-, Abiturienten-Examen vor. Auch Damen-Vorbereitung. — Kleine Klassen. Gründlicher, individueller, eklektischer Unterricht. Darum schnelles Erreichen des Zieles. — Strenge Aufsicht. — Gute Pension. — Körperpflege unter ärztlicher Leitung.

## Waren in Mecklb. am Müritzsee.

**Die jungen Schweizer.** Man begrüßt alte Bekannte anders als Fremde, kürzer zuweilen, da man sich doch besser versteht. Von Alfred Huggenberger ist hier nicht zum erstenmal die Rede und sein lebenswürdiges Buch „Die Bauern von Steig“, das dieses Jahr bei Staackmann in Leipzig erschien, gäbe bloß Gelegenheit das Gesagte zu wiederholen. Eine autobiographische Schilderung der eigenen Jugendzeit, die inhaltlich sich einer fast unabänderlichen Tradition zu fügen scheint. Ein schweizer Waisenknaube, der Maler werden wollte und dann Bauer werden mußte, damit er Dichter bleibe, der er von Anfang an war. Dieser aus der bürgerlichen Kleinstadt in das besitzbeherrschende Bauerntum verpflanzte Grüne Heinrich hat so viel poetischen Mut, auf alles eigentlich stoffliche Interesse von vorneherein zu verzichten und diesen nunmehr typischen Werdegang des schweizer Dichters ausschließlich aus seinem sprachlich gestalteten Gemütsinhalt wirken zu lassen. Dabei zeigt sich bei aller Ähnlichkeit des Motivs die schärfste Gegen-

sätzlichkeit der beiden dichterischen Psychen. Wo der Grüne Heinrich das Leben, die Leidenschaft und die Außenwelt und das Wesen der Dinge besiegend zum humorvollen Außeren von innen heraus vordringt, da verweilt Huggenberger mit harmloserer Ungebrochenheit von vorneherein beim Schein der Dinge und erfährt ihn in reiner, sinnlicher Genügsamkeit. Die Gefühlsgenügsamkeit, die den pathetischen Afford stets bricht, erzeugt einen Stil, der nichts weniger als nüchtern, dennoch von bestrickender Anspruchslosigkeit ist.

Jakob Schaffner, dessen reicher, großgefügter Roman: „Der Bote Gottes“ an dieser Stelle erst vor einiger Zeit besprochen wurde, vereinigt ein Duzend Novellen in einem Band. (Die goldene Frage. Novellen von Jakob Schaffner. S. Fischer, Berlin 1912.) Ein fast userloser Reichtum des Gefühls und des Ausdrucks erregte unsere Bewunderung in Schaffners Roman; in seinen Novellen zeigt er sich als ebenso fertiger Meister der strengen Auswahl und der auf kleiner Bildfläche einheitlich durchgeführten Beobachtung.

## Werksstätten Bernard Stadler

### Paderborn

Zusammenarbeiten von Kaufmann, Künstler und Handwerker; im neuzeitlichen Geiste durch Max Heide rich entworfene Zimmereinrichtungen; gediegen, bequem, und die feinfühlig abgewogenen guten Verhältnisse der Formen. Einzelanfertigung

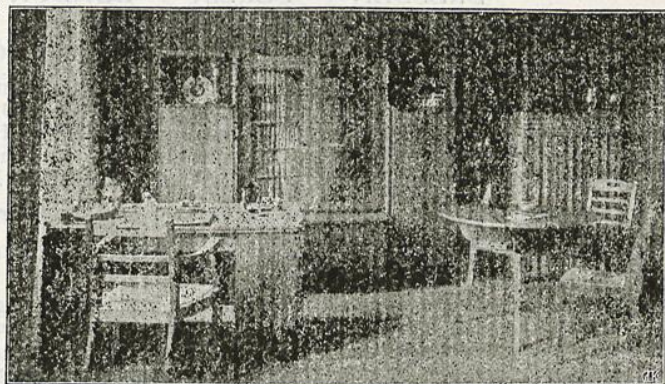
von durchdachter Zweckmäßigkeit und Sachlichkeit, in sich schön durch die Wirkung des Holzes in verständnisvollem Eingehen auf besondere Wünsche. Besonders preiswert:

#### Bürgermöbel

Vollständige Zimmer für etwa 300 bis 1000 Mark. Teppiche, Bezug-Stoffe, Beleuchtungskörper, auserlesenes Kunstgewerbliches Kleingerät

Lieferung frei in die Wohnung.

Preisbuch T 3 mit 170 Abbildungen Preis 1 Mark



Berlin W. 30 · Bremen · Düsseldorf · Hamburg · Leipzig  
Traunsteinerstr. 6    Georgstr. 64    Bleichstr. 6    Bergstraße 12/14 i. h. Aug. Polich

Jede Novelle erfüllt die hohen Ansprüche, die diese Gattung dem Roman gegenüber an Straffheit der Gliederung stellt.

Daß Schaffners Vielfältigkeit städtisches und ländliches Leben, die eigenartigen Töne der verschiedensten Berufe und Stände aus dem Stimmengewirr der Menschheit heraus hört, braucht nach seinen bisherigen Werken nicht zu überraschen. Neu und unerschöpflich Genuß spendend ist jedoch seine Fähigkeit den wesentlich anders gearteten Elementen unserer Welt ihr Geheimnis zu entreißen: Dinge und besonders Tiere kommen in diesen Novellen mit dem Eigenrecht ihres Daseins, nicht aus

der Menschenperspektive, zu Worte, oder da das eigentlich unmöglich ist, so bringt der Dichter doch die Illusion so weit, daß einem ein so unmöglicher Gedanke plausibel erscheint. Die weiße englische Dogge der Frau Schlumberger in der Novelle: „Drei Träume“ oder der Waldhase Sakerment erleben die Welt aus einer anderen Dimension und werden uns doch wunderbar geläufig. Das ist vielleicht der beste Beweis dafür, daß Schaffner zu den wenigen Eigenmächtigen gehört, die eine Welt gestalten können, nicht bloß die Allerweltswelt schlechter oder besser abschreiben. R. M.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.  
Verantwortlich: der Herausgeber George Kleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:

An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1a.

Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Umland 3630, des Verlags: Amt Bükow 6510.

Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 36/37.

# Dresdner Bank

**Aktien-Kapital . . Mk. 200 000 000**  
**Reservefonds . . Mk. 61 000 000**

DRESDEN — BERLIN — LONDON

— BREMEN BRESLAU CASSEL FRANKFURT a. M. HAMBURG —  
HANNOVER LEIPZIG MANNHEIM MÜNCHEN NÜRNBERG STUTTGART

Altona, Augsburg, Bautzen, Beuthen O.-Schl., Bückeberg, Bunzlau, Cannstatt, Chemnitz, Corbach, Detmold, Emden, Eschwege, Frankfurt a. O., Freiburg i. Br., Fulda, Fürth, Gleiwitz, Göttingen, Greiz, Harburg, Heidelberg, Heilbronn, Kattowitz, Königshütte O.-Schl., Leer, Liegnitz, Lübeck, Meißen, Plauen i. V., Spandau, Stettin, Tarnowitz, Ulm, Wiesbaden, Zittau, Zwickau.

*Annahme von Depositengeldern zur Verzinsung; An- und Verkauf von Wertpapieren, ausländischen Geldsorten, Devisen usw.*

*Einlösung von Coupons und Dividendenscheinen; Ausstellung von Schecks und Kreditbriefen;*

*Diskontieren und Einziehen von Wechseln und Schecks; Beleihung börsengängiger Wertpapiere und deren Versicherung gegen Kursverlust im Falle der Auslösung; Aufbewahrung und Verwaltung von Wertpapieren; Beschaffung und Unterbringung von Hypothekengeldern, Vermögensverwaltungen, Testamentsvollstreckungen, sowie alle sonstigen bankgeschäftlichen Transaktionen.*

**Vermietung von Stahlkammern**